





Führer des Volkes

Die Geschichte lehrt uns, daß immer nur die Führer, mögen sie unter dem Hermelin oder unter dem Strohdache geboren worden sein, von dauernder Wirksamkeit gewesen sind, die stets in Verbindung mit dem Volk geblieben sind. Trifft letzteres in der älteren Geschichte auf Männer wie Friedrich den Großen, den Freiherrn vom Stein, Luther, in neuerer Zeit auf Bismarck, Hindenburg und Hitler zu, um nur wenige Beispiele aus Deutschlands großen Zeiten zu nennen, so dürfen wir hinsichtlich der Wirtschaft auf Männer wie Krupp, Borsig und Schichau hinweisen, die aus kleinen Handarbeitern zu Industrieführern wurden. Und ebenso liegt es in der Kunst und der Wissenschaft, wo meist gerade der arme Knabe schon früh in dem Ernst des Lebenskampfes seine Kräfte soweit schulte, daß er mehr Festigkeit und Zähigkeit bei seiner Zielverfolgung beweisen konnte als das verweichlichte Muttersöhnchen reicher Häuser. Friedrich Hebbel war ein Maurersohn, Gottfried Herder, Goethes Mentor, eines Dorfschullehrers Kind, der große Philosoph und Freiheitsrufer Fichte stammte aus der Hütte ganz unbemittelter Bandwirkersleute.

Zu den Führern deutschen Geisteslebens gehört auch — verehrt von aller Welt — der große Geschichtsforscher und Jurist Theodor Mommsen, der — obzwar eines Pastors Sohn — dennoch ohne Stipendium nicht einmal die höhere Schule, geschweige denn die Universität seiner nordischen Heimat in Kiel hätte besuchen können.

Als aber Mommsen als Ritter hoher Orden — er war u. a. Vizekanzler der Friedensklasse des „Pour le mérite“ —, als Geheimrat, Mitglied der Akademie zu Berlin, als Nobelpreisträger und als einer der ältesten deutschen Volksvertreter in Reichstag und Landtag im November 1903 in Charlottenburg starb, da trauerten an seinem Grabe nicht nur die deutsche Studentenschaft und des Universitätslehrers Kollegen, nicht nur ganz Deutschland, sondern die gesamte Kulturwelt! Mommsen hat in seinem langen Leben — er ist am 30. November 1817 geboren — nicht nur seine zahlreichen Werke über antike Geschichte und Rechtsgeschichte, von denen hier nur die riesige „Römische Geschichte“ und das „Römische Staatsrecht“ erwähnt seien, geschrieben, hat nicht nur eine ganz neue harmonische, lebendige, künstlerische und doch streng wissenschaftliche Geschichtsmethodik begründet, sondern auch der Historik seines inniggeliebten Vaterlandes größten Nutzen geleistet. Gerade von der ältesten römischen Geschichte ausgehend gelangte er ganz von selbst in die erste Morgenröte der germanischen Volkskunde. In dem vom Frhn. v. Stein mitbegründeten Hauptquellenwerke, den „Monumenta Germaniae historica“, hat Mommsen fördernd mitgearbeitet wie z. B. auch Goethe, Uhland und ein weiterer großer Generalstab deutscher Gelehrsamkeit. Das Lehramt führte Mommsen, nachdem er erst durch Privatstunden und durch Unterricht an Hamburger Mädchenpensionaten sowie als Redakteur der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ in Rendsburg sich sein Brot verdient hatte — in letzterer Stellung hat er sehr feurig und tatkräftig für die Befreiung der Herzogtümer von dänischer Herrschaft gewirkt — durch Leipzig, Zürich, Breslau nach Berlin. Hier allein hat er 45 Jahre gewirkt und gehörte zu den bekanntesten Männern der an Köpfen doch wahrlich nicht armen Hauptstadt des Deutschen Reiches, für dessen Einigung der unerschrockene Mann, der selbst mit einem Bismarck zu streiten sich nicht scheute, manche Lanze gebrochen hatte. Sein Schwiegersohn war — Mommsen hat 16 Kinder gehabt — der vor über Jahresfrist verstorbene sprachgewaltige und künstlerisch durchglühte hervorragende Altertumsforscher Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, mit den Mommsen herzliche Freundschaft verband. Es dürfte nicht zu sehr bekannt sein, daß Mommsen selbst Poet war. Mit keinem geringeren als mit seinem Landsmann Theodor Storm und zugleich seinem eigenen Bruder Tycho Mommsen, hatte er in jüngeren Jahren das „Liederbuch dreier Freunde“ herausgegeben. Es ist bezeichnend für Theodor Mommsen, daß die hervorstechendsten Merkmale seiner zahlreichen Beitragsstrophen sind: ein starker Geist, ein nie wankender Patriotismus und eine innige Vertrautheit mit dem überlieferten Gedankengute seines deutschen Volkes!

W. Lenz.

Helfen wollen!

Wir erleben jetzt eine Zeit der äußeren und inneren Umstellung. Bisher waren wir gewöhnt, unsere Beziehungen zu unseren hilfsbedürftigen Volksgenossen uns gewissermaßen gesetzmäßig vorschreiben zu lassen. Man gab nur gezwungenermaßen das, was auf dem Wege von Steuern oder Abgaben von uns gefordert wurde. Man gab vielleicht auch dann und wann einem Bettler ein Almosen und beruhigte sich im übrigen mit dem Gedanken, daß der Staat dafür zu sorgen hat, daß niemand umkomme. Man beruhigte also sein Gewissen durch eine Begründung, die nicht das mindeste mit der Idee der Volksgemeinschaft etwas zu tun hatte. Heute sehen wir all diese Dinge mit anderen Augen an. Wir begreifen, daß helfen wollen etwas anderes ist als helfen müssen, daß helfen wollen nicht ein verabreichtes Almosen sondern eine Herzensangelegenheit sein muß und sein will, die in seinem Nächsten den hilfsbedürftigen Bruder sieht. Es ist doch wahrlich eine wunderbare Sache, daß heute die Mittel für die Winterhilfe in ganz anderem Maße zur Verfügung stehen, daß jeder einzelne dabei tiefer in die Tasche greift als bisher und dennoch befriedigter ist, weil er der Ueberzeugung sein kann, daß er nach seinen Kräften mit dazu beiträgt, Not und Kälte zu überwinden. Der Sinn des diesjährigen Winterhilfswerkes ist ja nicht der, mit behelfsmäßigen Mitteln über die schweren Wintermonate hinwegzukommen, sondern dieses Winterhilfswerk hineinzustellen in das große Aufbauprogramm der Regierung Adolf Hitlers. Dieses große Werk würde eine Unterbrechung erfahren, wenn während der Winterszeit durch Almosen die Not überbrückt würde, um sie im kommenden Frühjahr unter anderen Gesichtspunkten neu bekämpfen zu wollen. Die Not muß als Ganzes gesehen, der Aufbau nach einheitlichen Begriffen durchgeführt werden. Und dazu gehört, daß die Bekämpfung von Not und Arbeitslosigkeit unter der Erwägung erfolgt, daß jeder einzelne mit anpackt, das große Werk deutscher Erneuerung im Sinne Adolf Hitlers zu vollenden. Deshalb wird der 12. November auch in der Frage des Helfenwollens eine klare Entscheidung von jedem einzelnen fordern. Wer hier seine Hilfe versagt, versagt sie nicht nur den hilfsbedürftigen Volksgenossen, er versagt sie seinem Volk, der Volksgemeinschaft.

—lt.

Es gibt zu wenig Gold

In einem beachtenswerten Aufsatz in der Vierteljahresschrift von „Skandinaviska Kreditaktiebolaget“ stellt der bekannte schwedische Oekonomist Professor Gustav Cassel einen bemerkenswerten Mangel an Gold fest und bezeichnet das Gerede von einem Goldüberfluß in der Welt als Unsinn. Er geht davon aus, daß eine normale genügende Goldproduktion 3 v. H. der gesamten Goldvorräte der Welt entsprechen müsse. Ende 1931 stieg die gesamte Goldmenge auf 34,6 Milliarden Mark oder Schilling. Infolgedessen hätte die normale Goldgewinnung 2538 Millionen betragen müssen, sie betrug aber nur 2064 Millionen, sodaß ein Mangel von jährlich rund 500 Millionen entstand. Wenn man von dem Gold absieht, das zu anderen als monetarischen Zwecken benutzt wurde, erreichte die Zunahme der gesamten Goldreserven in den Zentralbanken und bei den Regierungen in der Periode 1928—1932 die Höhe von 1870 Millionen Dollar, während die gesamte Goldgewinnung in dieser Zeit nur 1786 Millionen Dollar betrug. Also haben die Goldreserven nicht nur die gesamte Goldproduktion der Welt, sondern 84 Millionen Dollar mehr verschlungen. Der Goldmangel, erklärt Professor Cassel, ist die Folge der unnormalen Nachfrage nach Gold. Der Fall der Warenpreise ist ein positiver Beweis dafür, daß die monetarische Goldmenge der Welt nicht mehr genügt, die enorm vermehrte Nachfrage zu befriedigen. Infolgedessen ist der Wert des Goldes unnormal gestiegen, sodaß in den Ländern, die den Goldstandard aufgegeben haben, der Preis des Goldes um 50 v. H. und mehr gestiegen ist.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 92 | 8. November 1933 | 7. Jahrgang

Im Fremdenflügel

Roman von A. von Sazenhofen

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(7. Fortsetzung)

Er hatte ein paar Acker und Wiesen zurückbekommen, hatte Kartoffeln einlegen lassen, nahm eine Hacke und hackte sie selbst oder schritt, mit einem Beil auf der Schulter, in seinen Wald, machte die niedergebrochenen Äste klein und bündelte sie für den Winter.

Kurt Dehn spottete hinter ihm her: „Der Bauerngraf! Der Bettelgraf!“

So war es schon Mai geworden.

Thomas hatte zusammengebissene Zähne, und in hellen Mondnächten ging er mit blaugleißender Sense auf die Höhe, wo die Wiesen lagen und ließ die Sense schwingen bis es dämmerte.

Im Dorf aber sahen etliche, die aus dem Wirtshaus kamen, die Silhouette des Sensenmannes. Sie bekreuzten sich und machten bei Tag einen Bogen um die Heidenstatt, wo die Wiesen lagen und man den Geist gesehen hatte.

Als die erste Mahd in dunklen Haufen auf der lichtgrünen Wiese lag, ging Thomas in den Hummelhof.

„Hummel, es wern sein acht Fuhren.“

Der Hummel nickte nur, griff seine Lederbeutel, stapfte in's Schloß.

„Herr Graf! I hab allweil z'weng Futter. Wann's es net notwendi brauch'n taten, des Heu, möcht i's kaufen. I geb e bissl mehr fürn Zentner, weil fis a vorzügliches Heu.“

Da konnte Bert seinen ersten Verdienst von dem eigenen Grund und Boden buchen.

Es war eine ganz nette Summe.

*

Es war an einem Junimorgen, der voll Sonne, Blüten und Vogelstimmen war.

Als Bert aus dem großen eisernen Portal trat, sah er auf der Straße Kurt Dehn stehen und neben ihm die schlanke Gestalt einer jungen Dame.

Sie hatte ein Köfferchen in der Hand, und Bert konnte ihr Profil sehen, das zart und kindlich war.

Als er näher kam, hörte er sie sagen: „Ja, aber mein Onkel hat mir geschrieben, ich hätte das Wohnrecht hier, und ...“

„Der Besitz gehört der Sparkasse.“

„Das weiß ich ja, aber es sollen doch für mich vier Zimmer ... meiner Mutter, Baronin Sand, gehörte doch Nonstein.“

Dehn räusperte sich.

„Fräulein können ja einige Zeit in den Zimmern wohnen. Wir haben ja nichts dagegen ... im Gegenteil.“ Er grinste impertinent. „Wir haben es so einsam hier, der Forstadjunkt und ich, daß wir es sehr begrüßen würden, wenn Fräulein hier einen Sommeraufenthalt ... Bitte, folgen Sie mir, ich werde Ihnen selbst die Zimmer ...“

Mit zwei Schritten war Bert heran. Er schob den Verwalter zur Seite.

„Ich begrüße Sie, Elisabeth! Ich bin Graf Bertram von Aich. Sie können gehen, Herr Dehn, ich werde meine Kusine selbst führen. Diese Angelegenheit fällt nicht in Ihr Ressort. Schicken Sie mir sofort den Schlüssel.“

Kurt Dehn wurde grau im Gesicht. Er sah Bert mit einem solch unverhohlenen Ausdruck maßlosen Hasses an, daß Elisabeth instinktiv ihre Hand auf Berts Arm legte.

Dehn war weg. War wie vom Boden verschluckt.

„Wo ist er denn hin? Ein schrecklicher Mensch!“

Bert griff nach ihrem Köfferchen. „Geben Sie her, Elisabeth!“ Er lächelte ein wenig. „Armes Kind, ganz allein! Warum haben Sie mir nicht geschrieben? Ich hätte Sie doch abgeholt.“

„Ich hab ja nicht gewußt, daß Sie da sind. Niemand hat mir davon gesagt. Aber ... ich bin so froh.“

Sie sah ihn glücklich von der Seite an und lächelte. „Ich habe mich so gefürchtet hierher zu kommen. Ich hätte schon vor vier Wochen kommen sollen, aber unsere Vorsteherin hat dann doch erlaubt, daß ich bis 1. Juni bleibe.“

„Sie waren in Stellung, Elisabeth?“

„Lie ...“ sagte sie leise.

„Lie?“ wiederholte er, und es war, als streichle dies Wort über sie hin.

Sie atmete tief auf. „Meine Mama und alle im Institut haben mich so genannt. Ja ich war im Institut Condra in München. Aber jetzt bin ich ... abgebaut.“

Sie sagte das so bitterernst und todtraurig, daß Bert nach ihrer Hand griff.

„Machen Sie sich nichts daraus, Lie!"

Er ging neben ihr durch das Portal, und Lie maß den Riesenbau des Schlosses mit verwundertem Blick.

„So groß hab ich es mir nicht vorgestellt. Wie das schön ist! Warum ist kein Wasser mehr im Springbrunnen?"

Bert seufzte. „Es verfällt, Lie ... unser Vaterhaus verfällt. Wir haben nichts mehr als den Fremdenflügel, den wir erhalten wollen. Aber ... es ist doch ein Heim", setzte er tröstend hinzu, als er ihren erschrockenen Blick sah. „Kommen Sie!"

Er ließ sie eintreten, und sie gingen miteinander die Treppen hinauf. Oben war ein steingeplatteter, gewölbter Vorplatz, auf den zwei Türen mündeten.

„Hier wohne ich, und die Zimmer links ist ihre Wohnung, Lie."

„Kathi!"

Kathi kam aus der Küche.

„Da bin i, Herr Graf!"

„Laufen Sie zum Verwalter. Er soll Ihnen sofort die Schlüssel zur Wohnung der Baroneß von Sand geben."

„Jesses! Jesses! Jesses! Is des am End gar unser Mädi, unser Engel, unser liebes ... verzeihns mer schon, gnädigs Freilen ... wirklich, mi erstaunt nix mehr. Grad a so blonde Haarln hams g'habt, wies drei Jahr waren! Da hab i Ihne allweil Blimerln pflicken dürf'n. ‚Kathi, Blumi pflücken', hans mi bettelt. Jesses na, die Freud! Aber kommens do in's Zimmer eine! Werdens do net am Gang steh'n bleib'n, gellens Herr Graf, Sie wern do net am Flur steh'n. I lauf scho! Jesses na ... so was!"

Bert war ein wenig verlegen. „Lie ... ich weiß nicht, eigentlich hat die Kathi recht. Wir können doch nicht im Gang stehen bleiben. Wollen Sie bei mir eintreten, bis sie mit dem Schlüssel kommt und alles geordnet ist? Man wird wohl auskehren müssen, glaube ich ... ich glaube wenigstens, daß man wohl auskehren muß."

Er öffnete die Türe, und durch sie fiel ein breites, leuchtendes Sonnenband von dem gegenüberliegenden Fenster in die dämmrige Halle hinein. Da standen die beiden wie auf Goldgrund, hoben langsam die Augen und standen ganz still und sahen sich an.

Dann neigte Lie ein wenig den Kopf und trat über seine Schwelle. Er tat, was in solchen Augenblicken an kleinen Handreichungen eine banale Höflichkeit eingibt, die doch so wohltuend über einer schwankenden Tiefe eine leichte Brücke baut.

Er nahm ihr Handtäschchen und legte es sorgsam auf die braungoldene Politur der Kommode. Er schob ihr einen Stuhl, der zu nahe an dem runden Tisch stand, zurecht.

Sie setzte sich.

„Lie ... wollen Sie nicht auch Ihren Hut ..."

Da stand sie gehorsam wieder auf, langte mit leicht gebogenen Armen zum Kopf, und während sie ganz gedankenlos das kleine, leichte, strohfeine Ding in seine aufgehaltenen Hände legte, begegneten sich zum zweiten Mal ihre Blicke.

Er legte den Hut zu dem Täschchen und ging schnell hinaus. Sie aber saß da, an dem runden Tisch, fremd und doch ... zu Haus.

Ich habe nichts von ihm gewußt, dachte sie ... und wir gehören doch zusammen.

Er ist wie ein Bruder ... Da aber wanderte ihr Blick, blieb auf dem Bild Ernst Friedrichs haften.

Sie bewegte leise verneinend den Kopf.

Bruder?

*

Bert kam zurück. Auf einem kleinen Servierbrett trug er ein Glas Milch und Brot und Butter, und er tat das mit so angestrengter Aufmerksamkeit, als hinge eine Welt davon ab, daß sich die Milch nicht verschütte.

Er ging ganz langsam, die Augen auf der Milch. Endlich war er so weit, daß er das Glas vor ihr niederstellen konnte, und als er sich aufrichtete, wußte er, daß sie goldblonde Locken hatte und einen unendlich zarten Halsansatz und ein goldenes Kettchen an diesem, so dünn wie ein Faden und doch so betonend.

Er hatte plötzlich eine Angst, sie zu verlieren. Sie war jetzt da ... aber wie lange war sie da?

Vielleicht nur einen Tag.

Er setzte sich, denn er war plötzlich müde, nicht von der Arbeit, die er heute ja gar nicht begonnen, nein ... müd von dem Alleinsein. Immer, seit Jahren, seit ihn der Krieg gerufen, seit er die Heimat verlassen, und jetzt erst recht, seit er einen kleinen Bruchteil von ihr wieder hatte.

„Lie, erzählen Sie mir doch! Was führt Sie hierher?"

Sie legte ihre weißen Hände wie zum Gebet ineinander auf die Tischplatte, vor der Milch und dem Butterbrot.

„Ich bin allein. Was hätte ich denn tun sollen? Ich habe ja keine Stellung mehr. Der Onkel Franz hat es gewollt."

Er atmete tief. „Da bleiben Sie hier?"

„Bis ich wieder eine Stellung habe. Ich habe ja nirgends anders hingehen können. Der Onkel schickt mir monatlich etwas, damit ich leben kann."

Sie sah ihn plötzlich an. „Ist es Ihnen nicht recht?"

Bert zuckte zusammen. Er hätte nach ihren Händen greifen mögen und jubeln.

Er bezwang sich. „Lie", sagte er ernst, „wie können Sie glauben, daß mir das nicht recht sei? Ich will ihr Beschützer, ihr ... ihr Bruder sein."

Bruder? dachte Lie.

„Wir gehören doch zusammen, wir beiden einzig Überlebenden, die letzten der Familie auf unserm kargen Erbteil, das uns geblieben ist."

Er sah ihre Lippen zucken und sagte hastig. „Wir haben aber eine Aufgabe, dies zu lieben, zu erhalten und zu mehren ... weil es doch nichts Höheres gibt, als Heimatscholle ... Darf ich Ihnen das Butterbrot streichen?"

Ja, bitte, Graf Aich."

„Bert", sagte er leise.

„Bert", wiederholte sie kaum hörbar.

*

Nach einer halben Stunde erhob sich Bert.

„Ich glaube, wir müssen jetzt schauen, wie weit die gute Kathi gediehen ist. Sie wollen doch Ihre Zimmer sehen. Hoffentlich sind sie etwas reichhaltiger eingerichtet als diese hier."

Lie nahm ihren Hut und ihr Handtäschchen.

Sie gingen durch die Halle. Die Flügeltüren drüben waren weit offen, und sie konnten gerade noch die letzten Sätze eines Monologs von Kathi auffangen.

Sie schwenkte eine Schaufel voll Kehricht zum Fenster hinaus. „Alleweil umanander spioniern! Des möcht ihm so passen! Was er nur da hint'n zu schaff'n hat? Sonst hat er si da herum nie net seh'n lass'n. Soll lieber in sein'm Kuhstall nachschau'n. So ... no an bißl an Mist auf die Kapp'n, des schad nix ..."

Bert trat rasch an das zweite Fenster und sah auf dichtverwachsenem Parkweg die Gestalt von Kurt Dehn, wie sie gerade in einen Seitenweg abbog.

„So, gnä Frei'n! Jetzt wern mers glei ham! 's Koffert steht scho im Schlafzimmer drin. Soll i die Fenster offen lassn?"

Bert nickte. „Ich glaube, es ist ja noch ganz muffige Luft herinnen."

Das Zimmer war groß, mit mattblauen, ein wenig verschossenen schwerseidenen Polstermöbeln, verblaßte Herrlichkeit. Barocke Wandtischchen, schwervergoldet, mit gebrochener Zierart.

Lie sah in die Flucht der Zimmer. Von dem letzten schaute ein großes Bild herein. Ein Herr in schwarzem, spanischem Wams und Mantel. Einen Kragen um den Hals, Knebelbart und ein paar dunkle, stechende Augen.

„Ich ... ich ..." Sie stand unschlüssig, und der kleine Mund war fast zu einem Weinen verzogen. „Es ist ja schön, aber ich bin gar nicht gewöhnt, allein zu schlafen, weil ich immer im Pensionat ..."

Sie schwieg.

Bert klopfte das Herz. „Lie, Sie glauben, Sie werden sich fürchten?"

Sie sah ihn dankbar an, daß er nicht lachte.

„Aber Sie müssen ja nicht allein schlafen. Die Kathi ..." Er wandte sich an Kathi, die mit energischem Schwung ihr Wischtuch über eine zierliche Standuhr gleiten ließ.

(Fortsetzung folgt)

Gedenken an den 9. November 1923

SS. M. Carl von Bremen

Am 9. November dieses Jahres werde ich wieder durch München marschieren.

Meine blaue Oberlandmütze mit dem Edelweiß hab' ich hervorgesucht, die Patronentaschen, den Waffenrock und ein paar Kampflieder, handschriftlich, die damals auf der Straße von uns gesungen wurden.

Ich war 1923 direkt von der Schulbank nach München gekommen, dort in den „Bund Oberland" eingetreten und wurde der 1. Batterie zugeteilt. Wir exerzierten auf dem Hof der Pionierkaserne, wir marschierten hinaus nach Oberwiesenfeld, wir zogen durch München.

Als wir am 8. November gegen Abend alarmiert wurden, hatten wir am Anfang noch nicht das Empfinden, vor einer Entscheidung zu stehen. Daß wir die blaue Mütze mit dem Stahlhelm vertauschten, war nichts Außergewöhnliches.

Das Feldgeschütz, an einen Lastwagen gekoppelt, rasselte hart über das Vorstadtpflaster. Dann aber bogen wir nicht in die Landstraße ein, die nach dem Truppenübungsplatz Oberwiesenfeld führte. Auf Umwegen zog unsere Batterie in das Innere der Stadt. Es war kalt und feuchtnebelig. Die Spannung stieg. Wir erreichten den Bürgerbräukeller. Immer mehr Formationen sammelten sich hier. Wir setzten die Karabiner zusammen und drängten uns hinein auf die Galerie. Hitler sprach.

Der Riesenraum war leuchtend und bewegt. Unser Jubel brandete ungeheuer.

Ein Menschenstrom ergoß sich dann aus dem Keller und brachte die große Nachricht von der Uebernahme der Macht durch die nationale Regierung in die schlafende Stadt.

Die Freiwilligenformationen der SA., des Bundes Oberland, der Reichskriegsflagge traten draußen auf dem Hof des Bürgerbräu an, wir wurden vereidigt.

Nach Mitternacht besetzte unsere Batterie die Isarbrücken. Wir rissen uns um die ersten Flugzettel und lasen es noch einmal schwarz auf weiß, was wir soeben erlebten. Die Posten wurden abgelöst. Wir lagen auf einem Hausflur, verteilt auf den Treppenstufen. Geschlafen haben wir nicht. Dieses Erlebnis der gewaltigen Erhebung riß mir die norddeutsche Verschlossenheit vom Leib. Eine Hochfreude packte mich immer von neuem, wenn auch die Tragweite des Geschehens kaum auszudenken war.

Bevor die Sonne aufging, — aber auch dieser Tag blieb grau — wurden uns neue Straßenpläne angewiesen. Wir fanden Aufnahme in der Villa Stuck, oberhalb der Isar. Ein Geschütz unserer Batterie fuhr jetzt am Fuß der Friedensäule auf. SA.-Kolonnen ziehen vorüber. München erwachte. Zigaretten und Brot wurde uns auf das steinerne Gesims hingelegt. Auf lange Reden ließen wir uns nicht ein. Wir hielten uns die Leute 20 Schritt vom Leibe. Wir warteten. Wir haben dort oben am Isarufer gestanden, immer mit dem Blick in das Innere der Stadt. Dann wurden wir zurückgerufen. In Eile sprangen wir auf den Wagen und jagten zum Bürgerbräukeller. Nach kürzestem Aufenthalt ratterten wir weiter südwärts durch die Stadt. Rote Hakenkreuzfahnen wehten aus den Häusern, und von den Fenstern aus wurde uns zugewinkt und zugerufen, immer wieder.

Nachdem eine Welle des Zweifels uns gefaßt hatte, glaubten wir nun, daß das Freikorps Oberland südlich von München eingesetzt würde. Doch mitten im Tannenwald hielt der Kraftwagen an. Unser Leutnant stand auf und sagte uns, was vor der Feldherrnhalle geschehen war. Wieviel Blut geflossen war, wußten wir noch nicht. Unser Wuthaß über den Verrat und das gebrochene Ehrenwort war so groß, daß wir nicht zum Fluchen oder Schreien die Laute fanden. Wir standen aufrecht im Wagen und die Räder lärmten unter einen, aber wir haben kein Lied mehr gesungen.

In Holzhausen, einem kleinen Städtchen an der Isar, wurde abgesessen. Die Bauern, die uns aufnahmen, waren Oberlandkameraden. Wir besetzten die Ausfallstraßen und kontrollierten die Wagen. Hier trafen sich die Gesinnungsgenossen, die Männer vom Gebirge. Wir haben ihnen die böse Nachricht kurz ins Gesicht geworfen.

In der Nacht sprachen sich Gerüchte herum, die Motorradfahrer und Zivilisten uns hierher brachten aus München. Die Namen der gefallenen und verwundeten Kameraden wurden immer klarer.

Wir warteten die Nacht und den nächsten Tag, brachten die Waffen in Sicherheit und fuhren, verteilt auf mehrere Eisenbahnzüge, nach München hinein.

*

Der Bund Oberland wurde verboten, aufgelöst und verfolgt. Aber es sammelten sich wieder Mann um Mann, um den Freiheitskampf, dem sie sich verschworen, von neuem aufzunehmen und vorwärtszutreiben. Die Oberländer, die in O. S. gekämpft haben, die am 9. November 1923 in München marschierten, stehen heute in den Reihen der SA. und SS.

Auf fallendem Ast

Sie gefallen uns nicht so recht, diese augenblicklichen Herbsttage mit ihren Stürmen, ihrer Nässe, ihren Nebeln und ihrer Kühle im Flachland und ihrem vorwinterlichen Schneetreiben im Mittel- und Hochgebirge; sie sind uns lästig und unangenehm wegen ihrer feuchtkalten Witterung, die Schwermut auslösen will, und wegen ihrer Kürze, die nur noch eine knappe Zeit für die Arbeit bei Tageslicht übrig läßt. Aber das alles soll uns nicht verdrießen, denn unsere Tage bergen doch einen Trost in sich für die, die noch an den Hundertjährigen Kalender und an die alten Bauernregeln glauben: „Je trockener der Herbst, desto kälter der Winter", heißt es. Da hätten wir also allen Grund zur Hoffnung auf einen gelinden Winter, der trotz des erfreulichen Aufstiegs, den das neue Deutschland uns gebracht hat, und des einzig dastehenden Winterhilfswerks der Nation aus hunderterlei Gründen nur zu begrüßen wäre. — Man muß, wie in allen Dingen seit dem Tage der Wiedergeburt unseres Volkes, auch der Witterung des Augenblicks die bessere Seite abzugewinnen verstehen, auch den kurzen Tagen, die um so mehr Zeit und Muße zum beschaulichen Nachdenken und zur Ausarbeitung von Plänen für das kommende, an Arbeiten so reiche Frühjahr lassen. — Im übrigen gehen ja auch diese düsteren Tage bald vorüber. Wir befinden uns auf fallendem Ast; in wenigen Wochen sind wir am kürzesten Jahrestage angelangt. Und dann geht es wieder aufwärts, schneller als wir es uns denken. Ist einmal das Weihnachtsfest da, das wir in diesem Jahre zum ersten Male seit langer, bitterer Notzeit wieder mit freudigem, hoffnungsfrohem Herzen und mit blanken, leuchtenden Augen feiern dürfen, und hat dann die Silvesternacht das neue Jahr eingeläutet, von dem wir mit gutem Recht einen weiteren, gewaltigen Fortschritt im Guten erwarten können, dann sind bald Herbstesnot und Wintersleid vergessen. Dann erwarten wir den Frühling, der langsam sich zum Einzug vorbereitet und ein deutscher Frühling werden will, schöner noch, als es der gottgesegnete deutsche Frühling des Heilsjahres 1933 war.

H. D.